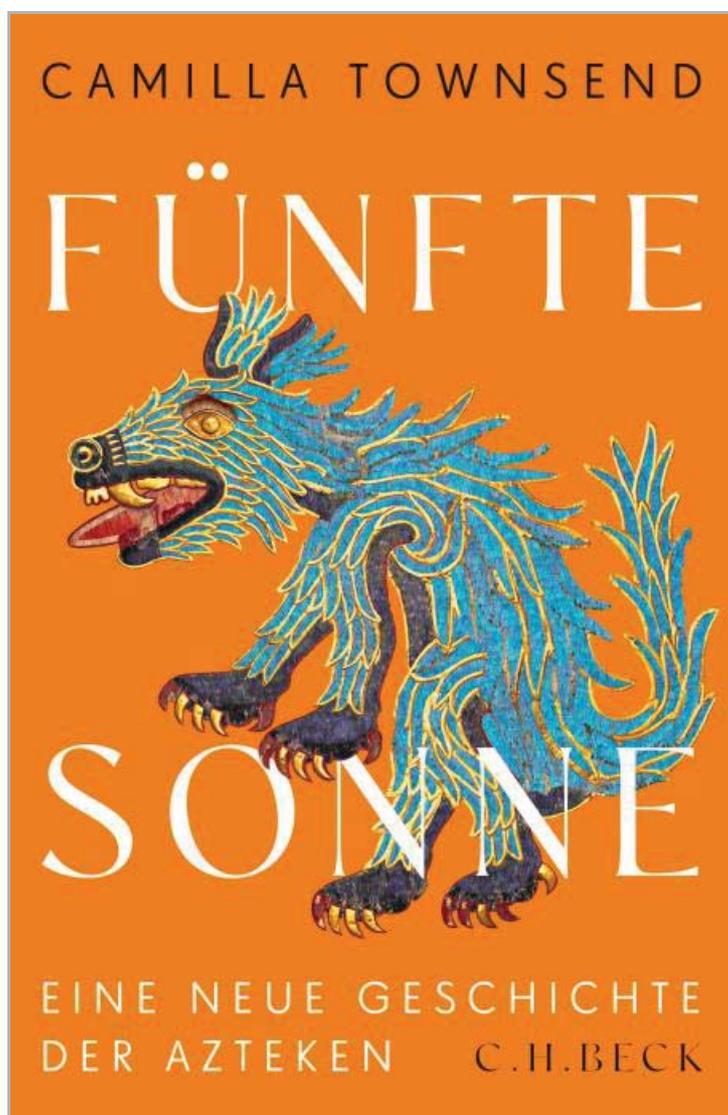


Unverkäufliche Leseprobe



Camilla Townsend

Fünfte Sonne

Eine neue Geschichte der Azteken

2023. 412 S., mit 12 Abbildungen

ISBN 978-3-406-79817-7

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/34438109>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

CAMILLA TOWNSEND

FÜNFTE SONNE

Eine neue Geschichte der Azteken



*Aus dem Englischen von
Anna Leube und Wolf Heinrich Leube*

C.H.BECK

Die Originalausgabe erschien 2019 auf Englisch unter dem Titel
Fifth Sun. A New History of the Aztecs
bei Oxford University Press
© Oxford University Press 2019
Diese Übersetzung wird nach Vereinbarung
mit Oxford University Press veröffentlicht. C.H.Beck ist allein
für diese Übersetzung aus dem Original verantwortlich,
und Oxford University Press übernimmt keine Haftung für Fehler, Auslassungen,
Ungenauigkeiten oder Unklarheiten in dieser Übersetzung oder für Verluste, die
durch die Verwendung dieser Übersetzung entstehen.

Fifth Sun was originally published in English in 2019. This translation is
published by arrangement with Oxford University Press. C.H.Beck is solely
responsible for this translation from the original work and Oxford University
Press shall have no liability for any errors, omissions or inaccuracies or
ambiguities in such translation or for any losses caused by reliance thereon.

Mit 12 Abbildungen

Abbildung Titelseite:
Mexica-Regierungsbeamte in voller Kampfausrüstung.
Bodleian Libraries, University of Oxford, Codex Mendoza,
MS.Arch. Selden, A.1 Folio 67r

Für die deutsche Ausgabe:
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2023
www.chbeck.de
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagabbildung: Federschild aus Mexiko, um 1500,
Weltmuseum Wien, Foto: KHM-Museumsverband, Weltmuseum Wien
Satz: Janß GmbH, Pfungstadt
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 79817 7



klimaneutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

Inhalt

Glossar	7
Anmerkungen zur Terminologie, Übersetzung und Aussprache	11
Einleitung	17
1 Der Weg von den Sieben Höhlen (vor 1299)	35
2 Menschen des Tals (1350–1460)	63
3 Die Stadt im See (1470–1518)	99
4 Fremdlinge für uns Menschen hier (1519)	137
5 Ein Krieg, um alle Kriege zu beenden (1520–1521)	169
6 Frühe Tage (1520–1560)	201
7 Krise: Die Indios ergreifen das Wort (1560–1570)	239
8 Die Enkel (1570–1630)	275
Epilog	309
Danksagung	315
Wie Wissenschaftler die Azteken erforschen	319
Kommentierte Bibliographie der Nahuatl-Annalen	329
Anmerkungen	343
Literaturverzeichnis	389
Register	407

Glossar

Die meisten der folgenden Begriffe stammen aus dem Nahuatl (N) oder dem Spanischen (S).

Acolhua (N) Nahuatl-sprachige Ethnie des Territoriums östlich des großen Sees im zentralen Becken von Mexiko im 14. und 15. Jahrhundert. Die Ethnie umfasste mehrere unterschiedliche Altepetls, darunter auch so bekannte wie Texcoco und eine Stadt an der archäologischen Stätte Teotihuacan.

Altepetl (N) Bezeichnung für jeden Staat gleich welcher Größe, zumeist jedoch gebraucht in Bezug auf einen lokalen ethnischen Staat. Der Begriff kommt unserem Wort «Stadtstaat» nahe.

Audiencia (S) Das oberste Gericht Neuspaniens mit Sitz in Mexico City. Bei Abwesenheit des amtierenden Vizekönigs war es das regierende Gremium Neuspaniens.

Barfüßerbrüder (S) Bettelorden, dessen Mitglieder als Zeichen ihres Armutsgelübdes barfuß oder in Sandalen gingen.

Blumenkriege Eine vorspanische Form von Sport, Scheingefechte, die manchmal tödlich endeten.

Cabildo (S) Jeder nach spanischem Muster organisierte Stadtrat. Verwendet für den lokalen indigenen Rat, der die inneren Angelegenheiten einer Gemeinde regelte.

Calli (N) Wörtlich «Haus» oder «Haushalt». Oft Metapher für größere politische Gebilde. Auch einer der Namen für die turnusmäßig wiederkehrenden Jahre.

Calpolli (N) Wörtlich «großes Haus». Ein zentraler Bestandteil eines Altepetl. Verbindung aus politischer Einheit und religiöser Gemeinde.

Cazike Arawak- oder Karibenwort für einen Herrscher, häufig die Entsprechung zu «Tlatoani». Später verwendet als Bezeichnung jeder bedeutenden indigenen Person aus einem Adelsgeschlecht.

- Chalchihuitl (N)** Ein kostbares grünes Gestein, meist als Jade bekannt. Es war bei den Nahuatl hochgeschätzt und diente als Metapher für alles, was sehr beliebt war.
- Chichimec (N)** Wörtlich «Hunde-Menschen». Auf Nahuatl bezeichnet das Wort «wilde» oder nomadische, hauptsächlich von der Jagd lebende Völker, die keine Landwirtschaft betreiben. Die Mexica waren stolz auf ihr Chichimec-Erbe.
- Chinampa (N)** In Flachwasser künstlich aufgehäuftes Beet zur intensiven Bewirtschaftung, schwimmender Garten.
- Cihua oder cihuatl (N)** Wörtlich «Frau», jedoch mit vielen eingeschlossenen Bedeutungen. Eine Cihuapilli war eine Adlige oder sogar eine Königin. Cihuacoatl (wörtlich «Schlangenfrau») war der Titel des höchstrangigen Beraters des Mexica-Königs.
- Cofradía (S)** Kongregation oder Laienbruderschaft. Vielfach gegründet von Indigenen und Afrikanern im kolonialen Lateinamerika zur gegenseitigen Unterstützung z. B. bei der Finanzierung von Begräbnissen.
- Culhua (N)** Eine Ethnie im Zentrum des zentralen Beckens von Mexiko im 14. Jahrhundert.
- Doctrina (S)** Spanisch für die christliche Unterweisung, bezieht sich aber auf eine indigene, von Ordensbrüdern geführte Gemeinde.
- Don/Doña (S)** Spanischer Titel vor dem Vornamen, etwa wie Sir oder Lady im Englischen. In der frühen Kolonialzeit von den Nahuatl nur für Adlige aus Spanien und für ihren eigenen hochrangigen Adel verwendet.
- Encomienda (S)** Nach der Konquista gewährtes Recht, Arbeitskräfte und Abgaben von einem indigenen Altepetl nach dessen Bräuchen zu beziehen. Mit nur wenigen Ausnahmen wurden ausschließlich Spanier damit bedacht.
- Fray (S)** Titel für einen Ordensbruder oder spanisch *fraile*.
- Gobernador (S)** Gouverneur oder Oberhaupt eines Cabildo. Anfangs wurde diese Stellung vom Tlatoani eingenommen, später wurden Wahlen unter allen Adligen durchgeführt. Manchmal «Richter» oder «regierender Richter» genannt.
- Guardián (S)** Prior, Klostervorsteher.
- Macehualli, Pl. Macehualtin (N)** Indigener einfacher Bürger, «Gemeiner». Gelegentlich von Indigenen benutzt, um sich selbst als Gruppe von den Spaniern abzugrenzen.
- Marqués (S)** Marquis, Herr über eine Grenzregion. Mehrere Vizekönige trugen diesen Titel, doch wenn ihn die Nahuatl ohne konkrete Namens-

nennung benutzten, meinten sie entweder Hernán Cortés oder seinen rechtmäßigen Sohn.

Mestize (S) Nachkomme spanischer und indigener Vorfahren.

Mexica (N) Die ethnische Gruppe, die bei der Ankunft der Spanier Zentralmexiko beherrschte. Heute meist als Azteken bezeichnet.

Nahua (N) Nahuatl-sprachige Person. Die Mexica wie auch Dutzende anderer Gruppen in Mexiko waren Nahua.

Nahuatl (N) Die politisch dominierende Sprache, die zur *lingua franca* geworden war, als die Spanier in Zentralmexiko ankamen.

Neuspanien Der große koloniale Zuständigkeitsbereich mit Mexico City als Zentrum, der einen Großteil des heutigen Staatsgebiets von Mexiko umfasste.

Otomí Ethnische Gruppe, deren Mitglieder in ganz Zentralmexiko verstreut lebten. Von den Nahua als «Barbaren» betrachtet, hatten sie vermutlich einen älteren Anspruch auf das Land.

Pilli, Pl. Pipiltin (N) Indigener Adliger.

Pinome Pinotl- oder Popoluca-sprachige Menschen, die östlich des zentralen Tals lebten. Von den Nahua als «geringer» betrachtet, hatten sie einen älteren Anspruch auf das Land.

Pulque (S) Alkoholisches Getränk aus fermentiertem Agavensaft.

Quauhpilli (N) Wörtlich «Adler-Fürst». Ein Edelmann kraft bedeutender Taten oder Verdienste und nicht so sehr aufgrund der Geburt. Dazu wurden manchmal einfache Bürger nach einem Erfolg auf dem Schlachtfeld ernannt oder Edelleute aus anderen Altepetls.

Tacuba Spanische Bezeichnung für den Tepanec-Altepetl von Tlacopan.

Tecpan (N) Wörtlich «Ort, wo der Herr ist». Ursprünglich der Palast eines lokalen Machthabers. Nach der Konquista Bezeichnung für ein Gemeinschaftshaus, in dem der indigene Cabildo zusammentrat.

Tenochtitlan (N) Ursprünglich ein kleines, von den Mexica auf einer Insel im Texcoco-See gegründetes Dorf. Später die Hauptstadt eines großen Staates. Nach der Konquista Ort der Gründung von Mexico City. Die Bewohner der Stadt wurden Tenochca genannt.

Tepaneca (N) Eine Nahuatl-sprachige Ethnie, die das Territorium westlich des großen Sees im mexikanischen Zentralbecken bewohnte. Auf ihrem Gebiet befanden sich mehrere bedeutende Altepetls, darunter so bekannte wie Azcapotzalco und Tlacopan.

Teuctli, Pl. Teuctectin (N) Hoher Herr, Oberhaupt eines dynastischen Hauses mit Ländereien und Gefolgsleuten.

- Tlatoani (N)** Wörtlich «Einer, der spricht», implizit einer, der für eine Gruppe spricht. Dynastischer Herrscher eines Altepetls, in diesem Buch als «König» wiedergegeben. Manchmal wurde der Begriff auf einen hohen spanischen Amtsträger wie z. B. den Vizekönig angewendet.
- Tlaxcala (N)** Ein großer Altepetl außerhalb des zentralen Hochtals, den die Mexica und ihre Verbündeten nicht erobern konnten. Die Tlaxcalanen (oder Tlaxcalteken) waren unter den Ersten, die sich mit den Spaniern verbündeten.
- Tochtli (N)** Wörtlich «Kaninchen». Häufig Metapher für Unglück. Auch einer der Namen für die turnusmäßig wiederkehrenden Jahre.
- Tollan (N)** Wörtlich «Ort des Schilfrohrs» (englisch oft Tula genannt). Eine reale Stadt in Zentralmexiko, in alten Geschichten jedoch häufig die Bezeichnung einer utopischen Gemeinschaft aus grauer Vorzeit.
- Totonac (N)** Ethnische Gruppe in der Nähe der heutigen Stadt Veracruz.
- Tripel-Allianz** Bezeichnet den Dreibund zwischen den herrschenden Familien von Tenochtitlan, Texcoco und Tlacopan im 15. Jahrhundert. Zwar gab es kein formelles Bündnis oder eine politische Liga, aber das Einvernehmen bestand wirklich.
- tzin (N)** Nahuatl-Suffix, zumeist gebraucht als Ehrenbezeichnung, manchmal jedoch bloßer Ausdruck der Zuneigung zu einer geliebten Person von niedrigem Status oder einem Objekt von geringem Wert.
- Visitador (S)** Inspektor. Diese wurden regelmäßig von der spanischen Krone geschickt, um die lokale Regierung in den Amerikas in einem System gegenseitiger Kontrolle zu überwachen.
- Vizekönig** Repräsentant des spanischen Monarchen in einem Gebiet der Neuen Welt. Anfangs gab es nur zwei, den von Neuspanien und den von Peru.
- Xiuhpohualli (N)** Wörtlich «jährlicher Bericht/Zählung». Eine traditionelle Gattung der Nahuatl für den mündlichen Vortrag ihrer Geschichte; nach der Konquista häufig in schriftliche Form übertragen.

Anmerkungen zur Terminologie, Übersetzung und Aussprache

Außenstehenden die Geschichte eines Volkes in Begriffen zu vermitteln, die den Angehörigen dieses Volkes selbst verständlich gewesen wären und die sie gebilligt hätten, bringt gewisse Herausforderungen mit sich. In diesem Fall stellt bereits der Name ein Dilemma dar, denn genau genommen gab es nie irgendwelche «Azteken». Kein Volk hat sich je mit diesem Namen bezeichnet. Der Begriff wurde ab dem 18. Jahrhundert von Wissenschaftlern verwendet, um das Volk zu benennen, das zur Zeit der Ankunft der Spanier Zentralmexiko beherrschte. Sein Gebrauch ist häufig verwirrend, denn manche verwenden ihn im Sinne der Forscher des 18. und 19. Jahrhunderts. Andere beschreiben damit nicht nur die herrschende Gruppe, sondern auch alle, die von dieser Gruppe beherrscht wurden, was Dörfer in weiten Teilen von Zentralmexiko und auch noch weiter vom Zentrum entfernten einschließt; das Gebiet reicht im Süden bis nach El Salvador. In diesem Buch wird der Name «Azteken» für ein Volk verwendet, das sowohl die Region um seinen Stadtstaat Tenochtitlan als auch die Gruppen kontrollierte, die im zentralen Becken¹ eng mit ihm verbündet waren. Doch obwohl das Wort «Azteken» im Titel und in der Einleitung auftaucht – wo es zum besseren Verständnis dringend benötigt wird –, verwende ich es im Weiteren eher sparsam. Wenn ich von der ethnischen Gruppe spreche, die zur Macht gelangte, verwende ich das Wort «Mexica», das sie selbst benutzte. Wenn von ihren Verbündeten die Rede ist, nenne ich sie ebenfalls bei ihrem jeweiligen

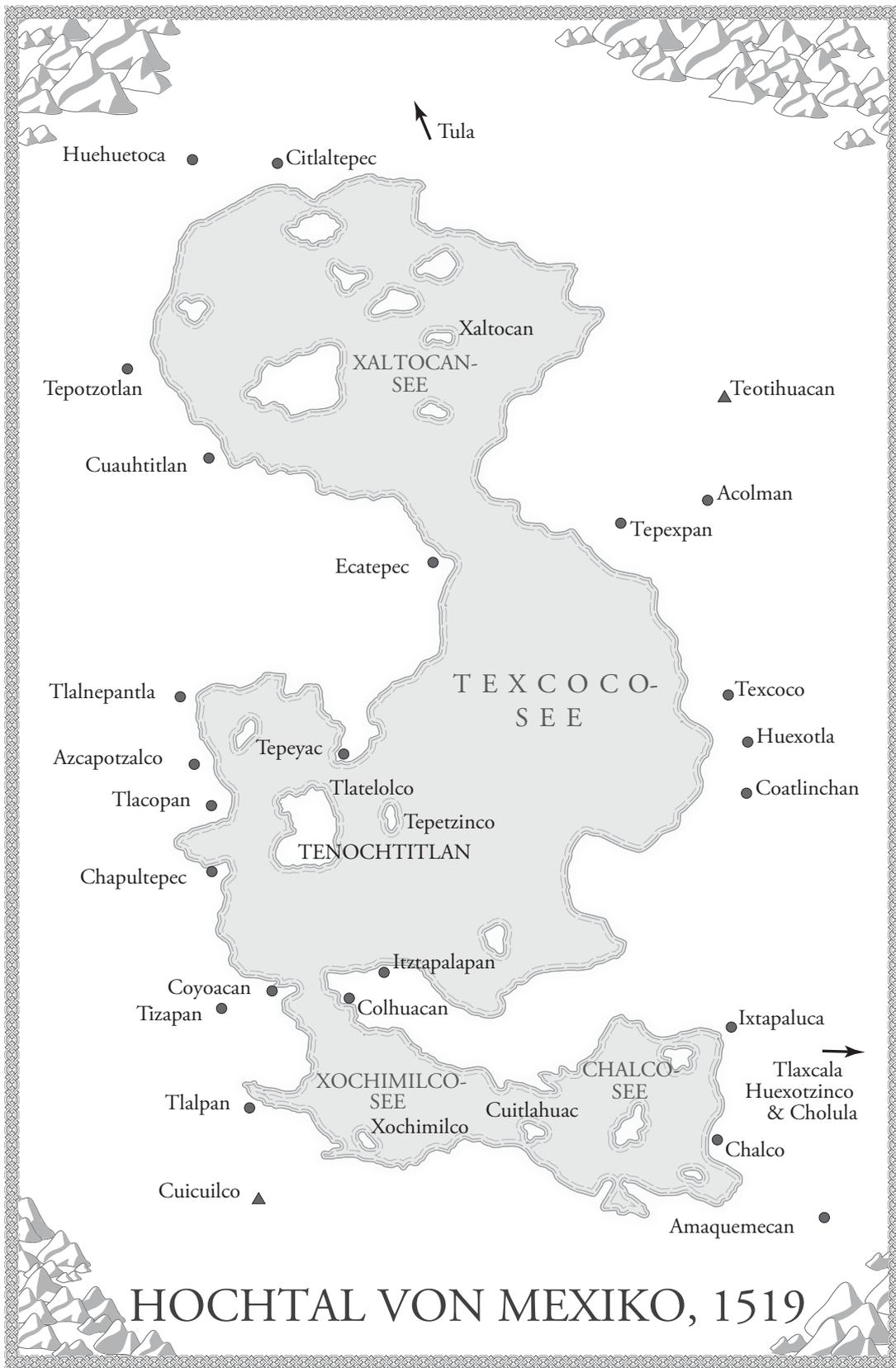
Namen. Spreche ich von den über ganz Zentralmexiko verstreuten Völkern, die eine gemeinsame Sprache und kulturelle Eigenheiten verbanden – viele, jedoch nicht alle wurden von den Mexica erobert –, nenne ich sie mit dem Namen, den sie selbst benutzten, die Nahua. Außer in der Einleitung verwende ich den Namen «Azteken» nur, wenn ich die spätere Wahrnehmung vergangener Zeiten erörtere; dann werden die Leserinnen und Leser etwas davon erfahren, was «die Azteken» weitverbreiteten Vorstellungen gemäß dachten oder taten.

Vergleichbares betrifft alle Menschen, die in Nord- und Südamerika lebten, lange bevor dort Europäer auftauchten. Im Lauf der Zeit verwendete man unterschiedliche Wörter, um über sie zu sprechen, manche waren pejorativ, andere nicht. Heute bevorzugen Gemeinschaften von Nachfahren früherer Völker in verschiedenen Regionen unterschiedliche Bezeichnungen für sich. In Kanada nennen sie sich First Nations, in Mexiko Indigene. In den Vereinigten Staaten möchten manche Native American, andere American Indian oder nur Indian genannt werden. Jede Gruppe hat stichhaltige historische Gründe für ihre Entscheidung. Ich treffe keine Wahl zwischen ihnen, stattdessen verwende ich diese Bezeichnungen abwechselnd.

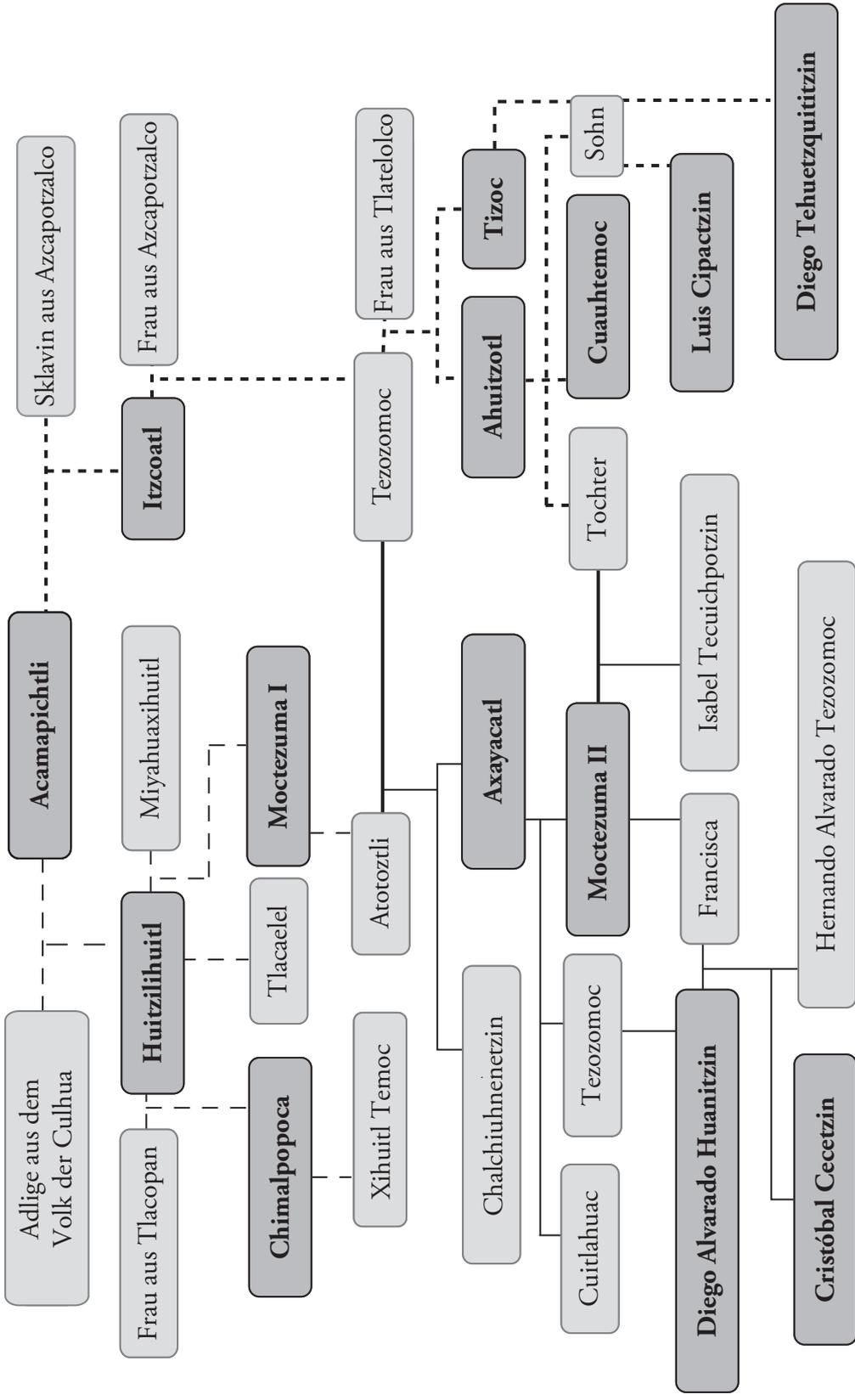
Auch was die Übersetzung von Begriffen anbelangt, sind zahllose Entscheidungen zu treffen. Wenn beispielsweise die Mexica zu verstehen geben wollten, dass eine Frau von vornehmer Abstammung aus der Linie kam, aus der die Erben hervorgehen würden, nannte man sie *inhueltiuh*, «ältere Schwester». Dieser Ausdruck ist sperrig, daher habe ich ihn mit dem Wort «Prinzessin» wiedergegeben, obwohl der Kenner der Mexica sehr wohl weiß, dass es in ihrer Sprache kein Wort mit genau dieser Bedeutung gibt. Ein anderes Beispiel: Wenn Menschen am Abend zu einer Feier zusammenkamen, erzählten ihnen Schauspieler ihre Geschichte und sangen dazu in vielerlei Kombinationen. Wo ich von diesen Historikern berichte, die zugleich Künstler waren, bezeichne ich sie manchmal als Barden, doch andere nennen sie auch Geschichtenerzähler und Sänger. In derlei Fragen der Übersetzung gibt es keine einfachen Lösungen. Für Leser, die auf größere Genauigkeit aus sind, sollen die Anmerkungen eine Hilfe sein.

Die Wiedergabe von Personennamen in einer fremden Sprache kann ebenfalls Probleme bereiten. Der Name «Chimalxochitl» geht englischen, amerikanischen oder deutschen Muttersprachlern nicht leicht von der Zunge. Ein Leser, der tapfer mit der Aussprache solcher Wörter ringt, kann leicht den Faden des Satzes verlieren. Aber wenn das Mädchen einfach «Schildblume» heißt, ist sie dann abgestempelt, weil der Name lieblich und poetisch klingt? Ist man auf subtile Weise herablassend, wenn sie nicht «Elisabeth» oder «Maria» genannt wird? In diesem Buch werde ich versuchen, eine Lösung zu finden, indem ich zwischen den beiden möglichen Namen abwechsle, doch entscheide ich mich für den christlichen Namen, wenn andernfalls die betreffende Stelle allzu verwirrend geriete.

Drei Regeln machen es den Leserinnen und Lesern relativ leicht, die meisten Nahuatl-Wörter auszusprechen: 1. Der Konsonant «tl» wird weich gesprochen, etwa wie im Deutschen ein D. 2. Folgt auf ein H ein U, ähnelt die Aussprache einem Ua-Laut (beide Regeln können im Wort «Nahuatl» angewendet werden). 3. Das Sch wird mit dem Buchstaben X wiedergegeben. Die Menschen, die wir heute Azteken nennen, nannten sich z. B. Mexica, was ausgesprochen wie Me-SCHII-ka klingt. Wer sich gründlicher mit dieser schönen Sprache befassen möchte, dem seien mehrere hervorragende Bücher ans Herz gelegt.²



DIE KÖNIGSFAMILIE DER TENOCHA



Einleitung



*Mexica-Regierungsbeamte in voller Kampfausrüstung.
Bodleian Libraries, University of Oxford, Codex Mendoza,
MS. Arch. Selden, A.1 Folio 67r*

Der Federkiel verursacht ein schwaches Kratzgeräusch auf dem Papier, dann fast ein Quietschen, als die Feder plötzlich in einem Ruck rückwärts geführt wird, um ein Wort durchzustreichen. Die Tinte verschmiert. Der Schreiber hält inne; er muss nachdenken. Das war nicht das, was er sagen wollte. Er blickt auf das blasse Blatt, das vor ihm auf dem Holztisch liegt. Er ist ein amerikanischer Ureinwohner und Abkömmling von Migranten, die einst aus dem Ödland im Norden gekommen sind, doch unterscheidet sich sein eigenes Leben völlig von dem seiner Vorfahren. Man schreibt das Jahr 1612, und draußen vor dem vergitterten Fenster sind die Straßen von Mexico City in Sonnenlicht getaucht, das sich in den farbigen Ziegeln, den metallenen Türklopfen, den glatten Lehmmauern schimmernd spiegelt. Menschen eilen vorbei, sie lachen und reden, verhökern ihre Waren, mahnen ihre Kinder zur Eile, einige auf Spanisch, andere auf «Mexikanisch», wie die Spanier die Sprache der Indios nennen. In seinem schattigen Zimmer ist Don Domingo – oder Chimalpahin, wie er sich manchmal nach seinem Urgroßvater nennt – unbehelligt. Er ist beschäftigt. Seit der Ankunft der Spanier sind fast hundert Jahre vergangen, aber die Gestalten in seinem Kopf haben dreihundert Jahre zuvor gelebt. Er hört sie in seiner Phantasie: «Bitte», fleht ein geschlagener Häuptling den Mann an, der ihn besiegt hat, «hab Mitleid mit meiner Tochter.» *«Xicmotlaocollili yn nochpotzin.»* So sagt der Häuptling in der Sprache der Azteken, und Don Domingo schreibt seine Worte in dieser Sprache nieder. Er glaubt, dass es den besiegten Häuptling gegeben hat, weiß, dass er einst lebte und atmete, ebenso wie Chimalpahin jetzt lebt und atmet. Seine geliebte Großmutter, die erst vor wenigen Jahren gestorben ist, war in den Jahren kurz nach der Eroberung durch die Spanier ein kleines Mädchen und in ihrer Kindheit umgeben von älteren Menschen, die noch viel früher gelebt haben. Daher weiß Don Domingo ganz sicher, dass diese Zeiten nicht frei erfunden sind. Er wendet sich nach seiner Quelle um, einem Stapel alter, zerfledderter Papiere, auf denen irgendjemand die Ereignisse vor vielen Jahren beschrieben hat. Er versucht, die richtige Stelle inmitten der dicht beschriebenen Zeilen zu finden. Er ist müde und möchte eigentlich sein Tagwerk beenden, doch dann drängt es ihn weiter. Sein Ziel ist nichts Geringeres als die Bewahrung der Geschichte seines Volkes als Teil des Welterbes, und er hat noch Hunderte Seiten zu schreiben.

Wenn ein Besucher aus der schwindelerregenden Höhe einer Pyramide in Mexiko hinabsteigt, meint er geradezu die Gegenwart des Geistes einer aztekischen Prinzessin zu spüren. Jemand, der weniger zum Reisen aufgelegt ist, hofft vielleicht auf eine Erleuchtung, die ihm das Leben der amerikanischen Ureinwohner beim Besuch eines Museums vor Augen führt, wenn er in der Vitrine ein auffälliges Feuersteinmesser betrachtet, das durch seine Türkisaugen lebendig zu sein scheint, oder wenn er einen winzigen goldenen Frosch bewundert, der vom Künstler in sprungbereiter Haltung festgehalten ist. Doch niemand würde erwarten, in den Bücherstapeln einer Bibliothek eine Aztekenprinzessin zu hören, die ihre Feinde verspottet. Genau dies aber ist mir vor etwa fünfzehn Jahren passiert.

Bibliotheken gelten im Allgemeinen als sehr ruhige Orte, ganz gleich, ob sie Stapel seltener, ledergebundener Bücher beherbergen oder Reihen von Computern. Man kann sich jedoch eine Bibliothek auch in anderer Weise vorstellen, nämlich als eine Welt von Stimmen, festgehalten und für immer zugänglich gemacht durch eine der folgenreichsten Errungenschaften der Menschen – den Akt des Schreibens. So gesehen wird die Bibliothek auf einmal zu einem sehr geräuschvollen Ort. Theoretisch enthält sie Fragmente aller Konversationen, welche die Welt je gekannt hat. In Wirklichkeit sind aber manche Konversationen nahezu unhörbar. Selbst jemand, der beharrlich versucht, beispielsweise zu deuten, was eine Aztekenprinzessin ausruft, wird sich in der Regel sehr schwertun. Sie erscheint oben auf der Pyramide in der Erwartung, auf grausame Weise geopfert zu werden, doch meist bleibt sie stumm. Die Stimme, die über diese Szene gelegt ist, ist die eines Spaniers, der uns erzählt, was das Mädchen gedacht und geglaubt haben mag. Anstelle ihrer Worte hören wir die der Mönche und der Konquistadoren, deren Aufzeichnungen die Regale der Bibliothek füllen.

Seit Generationen haben diejenigen, die etwas über das Leben der frühen Native Americans erfahren wollten, die Objekte untersucht,

die bei Ausgrabungen zutage gefördert wurden. Und sie haben die Texte von Europäern gelesen, die diese über die Indios zu schreiben begannen, kaum dass sie auf sie trafen. Vor allem aus diesen Quellen zogen die Forscher ihre Schlüsse und hielten sie für begründet. Doch war dies ein riskantes Unterfangen, das unweigerlich zu Verfälschungen führte. Um einen Vergleich anzustellen: Niemand hätte je die Behauptung akzeptiert, man könne das mittelalterliche Frankreich aufgrund der Funde aus ein paar Dutzend Grabungen und von hundert Texten auf Englisch verstehen, ohne irgendwelche Aufzeichnungen auf Französisch oder Lateinisch zu berücksichtigen. Für die Indios jedoch wurden andere Standards angewendet.

Das Bild von den Azteken, das dabei entstand, ist schauerlich. Die Feuersteinmesser mit ihren eingelegten Augen, die Opfersteine, die Schädelgestelle, all dies hinterlässt in der Vorstellung unauslöschliche Bilder. Wir Heutigen betrachten diese Dinge und erfinden die Begleitzenerie – die gesprochenen Worte, die Musik und den Kontext. Wir malen uns Gewaltorgien aus, wie sie in dem Film *Apocalypto* zu sehen sind. Lehrbücher zeigen die gleichen Bilder und vermitteln jungen Menschen, dass die edleren Ureinwohner nur darauf gewartet hätten, von einem derart grausamen Regime erlöst zu werden. Die Schriften der Spanier des 16. Jahrhunderts verleiten die Leser ebenfalls zu dem Glauben, dass das von den Spaniern besiegte Volk in höchstem Maße barbarisch war, dass dessen Zivilisation nach dem Willen Gottes auszulöschen war, da sie alles enthielt, was an der menschlichen Natur schlecht war. Selbst die Bücher von einfühlsameren Beobachtern – Spaniern, die in indigenen Gemeinschaften lebten und deren Sprache lernten – zeugen von der Herablassung gegenüber den Menschen, denen man niemals wirkliches Verständnis entgegenbrachte. Auch sie interpretierten die Ereignisse durch eine europäische Brille, die die Traditionen und Gebräuche der Indios bestenfalls als bizarr erscheinen ließ.

Die Azteken hätten sich niemals in dem Bild ihrer Welt wiedererkannt, das bei uns in Büchern und Filmen gezeichnet wird. Sie betrachteten sich selbst als bescheidene Menschen, die das Beste aus einer schwierigen Lage gemacht, Heldenmut gezeigt und somit Beloh-

nung verdient hatten. Sie glaubten, das Universum sei vor ihrer Zeit vier Mal zusammengebrochen und sie würden nun, dank der außerordentlichen Tapferkeit eines Mannes aus dem Volk, unter der Fünften Sonne leben. Die Alten erzählten die Geschichte noch ihren Enkeln: «Als alles in Dunkelheit gehüllt war, als die Sonne noch nicht schien und die Dämmerung noch nicht angebrochen war, versammelten sich die Götter und redeten miteinander.» Die Gottheiten suchten einen Freiwilligen aus den Reihen der wenigen Menschen und Tiere, die in der Dunkelheit umherirrten. Sie brauchten einen, der sich opferte und damit eine neue Morgendämmerung hervorbrachte. Ein Wichtigtuer trat vor und sagte, er sei dieser Mann. «Wer sonst noch?», fragten die Götter, doch keiner wagte es, keiner meldete sich. Die Götter wandten sich an einen Mann, der still dasaß und zuhörte. Sein Name war Nanahuatzin. Er hielt sich nicht für einen Helden, übernahm jedoch bereitwillig die Aufgabe, mit der Begründung, die Götter seien bisher gut zu ihm gewesen. Beide wurden zur Opferung vorbereitet, der stolze Held erhielt schönes, kostbares Beiwerk, Nanahuatzin dagegen nur wertlosen Schmuck aus Papier, Schilf und Kiefernadeln. Dann schlug die entscheidende Stunde. Der Held trat vor. «Die Flammen loderten hoch und versetzten ihn in Angst und Schrecken. Er hielt inne, wich zurück ... versuchte es erneut ... aber er wagte es einfach nicht.» Die Götter wandten sich Nanahuatzin zu und schauten ihn an. «Er stahlte sich, schloss fest die Augen und schrak nicht zurück.» Er sprang ins Feuer. «Sein Fleisch verbrannte und brutzelte.» Die Götter saßen da und warteten. «Daraufhin begann der Himmel ringsum sich zu röten.» Und die Sonne ging auf im Osten, ihre lebensspendenden Strahlen durchdrangen alle Dunkelheit. Ohne Aufhebens hatte Nanahuatzin getan, was zur Rettung des Lebens auf Erden getan werden musste.¹

Die Azteken waren Meister im Geschichtenerzählen, und im 16. Jahrhundert, in den Jahrzehnten nach der spanischen Eroberung, schrieben sie viele ihrer Geschichten auf. Spanische Ordensbrüder brachten ihren jungen Schützlingen bei, Laute mittels des lateinischen Alphabets zu transkribieren, und diese Schüler nutzten das neue Hilfsmittel, um viele der alten mündlichen Überlieferungen aufzuschreiben.

Das war ursprünglich nicht die Absicht der Spanier gewesen. Die pflichteifrigen Ordensbrüder lehrten die Jungen das Alphabet, damit sie die Bibel studieren und zur Verbreitung der christlichen Lehre beitragen konnten. Doch die aztekischen Schüler fühlten sich nicht an diesen eng definierten Auftrag gebunden. Sie wunderten sich auch nicht über das Schreiben als solches, denn ihr Volk hatte bereits eine Tradition standardisierter Bildsymbole, die schon seit Langem zur Herstellung schöner bebildeter Bücher benutzt wurden. Diese dienten zum Teil den Priestern für ihre Vorhersagen, zum Teil wurden sie auch von Beamten verwendet, die Tributzahlungen und Grenzziehungen registrierten. Keines dieser Werke überlebte die Scheiterhaufen der Konquista, doch die Tatsache, dass es sie gegeben hatte, erwies sich als wichtig: Die Azteken erkannten sogleich, wie nützlich das neue phonetische System für sie war. Damit konnten sie alles erfassen, was sie wollten; und sie schrieben nicht nur auf Spanisch, sondern buchstabierten auch Wörter und Sätze in ihrer eigenen Sprache, dem Nahuatl.

Im Privaten, weit weg von den Augen der Spanier, schrieben Menschen, die Nahuatl sprachen, zumeist ihre Geschichte auf. Vor der Eroberung hatten sie eine Tradition namens *Xiuhpohualli* gepflegt, was «Jahreszählung» oder «Jahresbericht» bedeutet, von westlichen Historikern «Annalen» genannt. In alten Tagen hatten geschulte Historiker bei öffentlichen Versammlungen auf den Plätzen zwischen Palästen und Tempeln über die Geschichte ihres Volkes berichtet. Akribisch nahmen sie sich Jahr um Jahr vor. In hochdramatischen Momenten traten verschiedene Sprecher vor und erzählten erneut von den jeweiligen Zeitabschnitten, bis alle Sichtweisen zusammen ein Verständnis für den gesamten Ablauf der Ereignisse ergaben. Dieses Vorgehen bildete zugleich den turnusmäßigen Wechsel in allen Lebensbereichen ab: Bei den Azteken wurden Aufgaben geteilt oder abwechselnd erledigt, so dass nicht eine einzelne Gruppe auf Dauer unangenehme Aufgaben übernehmen musste oder ihr dauerhaft unbegrenzte Macht zugestanden wurde. Bei solchen Auftritten wurden in der Regel Geschichten wiedererzählt, die für die Allgemeinheit von

Bedeutung waren – der Aufstieg von Häuptlingen und ihr natürlicher oder gewaltsamer Tod, Kriege, die sie ausgefochten hatten, und die Gründe dafür, denkwürdige Naturerscheinungen, wichtige Feierlichkeiten oder schreckenerregende Hinrichtungen. Obwohl bestimmte Themen bevorzugt wurden, fehlten in den Texten auch persönliche Stellungnahmen nicht: Unterschiedliche Gemeinschaften und unterschiedliche Personen berichteten von unterschiedlichen Details. Politische Auseinandersetzungen wurden in plastischen Dialogen zwischen Anführern unterschiedlicher Denkschulen geschildert. Gelegentlich verfielen die Redner sogar ins Präsens, wenn sie derlei Grundsätze verkündeten, so als träten sie in einem Theaterstück auf, und bisweilen richteten sie Fragen an die Menge, auf die eifrige Zuhörer antworten sollten.²

Nach der Konquista begannen die im lateinischen Alphabet geschulten jungen Leute das niederzuschreiben, was sie von verschiedenen Alten gehört hatten. Sie brachten deren Worte sorgsam zu Papier, stellten die gebundenen Blätter in ein spezielles Regal oder verwahrten sie in einer abschließbaren Kiste – eine weitere beliebte Neuerung, die von den Spaniern mitgebracht worden war. Im weiteren Verlauf der Kolonialzeit erinnerten sich immer weniger Menschen an die alten Tage, und das Genre wurde prägnanter, ein schlichter Bericht über die wichtigsten Ereignisse eines Jahres. Dennoch hielten sich die Autoren beharrlich an das Jahr-für-Jahr-Muster, wobei sie in der Regel dem Kalender der alten Regierung folgten und die Seiten von oben nach unten beschrieben oder manchmal von links nach rechts an einem Streifen entlang. Dieses Muster widerlegt das Stereotyp, Native Americans hätten ausschließlich in zyklischen Kategorien gedacht, denn diese Darstellungen waren stets linear. Sie boten Theorien über Ursache und Wirkung; sie halfen den Lesern oder Zuhörern zu verstehen, wie der Weg bis zu ihrer Gegenwart ausgesehen hatte, und sagten ihnen, was sie über die Vergangenheit wissen mussten, um ihren Weg in die Zukunft zu beschreiten. Einige Autoren stammten selbst von den aztekischen Eroberern ab, andere von deren Freunden und Verbündeten, wieder andere von deren Feinden. Don Domingo Chimal-

pahin aus der eroberten Stadt Chalco war der produktivste dieser indigenen Historiker. Er beschrieb Hunderte Seiten in seiner klaren Handschrift und nutzte Material anderer Autoren, die näher an der Zeit der Konquista gelebt hatten, sowie mündliche Berichte. Tagsüber arbeitete er für die Spanier in einer ihrer Kirchen, doch nachts gehörte die Zeit ihm.

Lange Zeit hat man mit den *Xiuhpohualli*, den Annalen, nicht viel angefangen. Sie sind in einer Sprache verfasst, die nur relativ wenige lesen können, und ihre Herangehensweise ist eine ganz andere als die westlicher Historiker, wodurch das Verständnis mitunter erschwert ist. Andere Quellen erschienen deshalb geeigneter, und anhand von ihnen wurden einige exzellente Bücher geschrieben.³ Gleichwohl lohnt es sich, die aztekischen Geschichten genau zu untersuchen. Dies erfordert Geduld, wie es die Azteken gewohnt waren.

In den Annalen können wir die Azteken sprechen hören. Sie singen, lachen und schreien. Es zeigt sich, dass die Welt, in der sie lebten, nicht als von Grund auf morbide oder grausam bezeichnet werden kann, obwohl sie es in bestimmten Momenten war. Sie besaßen komplexe, hocheffiziente Systeme, sowohl in der Politik als auch im Handel, doch es war ihnen bewusst, dass sie auch Fehler machten. Sie waren ihren Göttern dankbar, aber manchmal klagten sie über deren Herzlosigkeit. Ihre Kinder erzogen sie dazu, das Richtige für ihr Volk zu tun und sich für Egoismus zu schämen, auch wenn dieser Charakterzug manchmal bei Einzelnen hervortrat. Sie glaubten fest daran, dass man sich des Lebens erfreuen sollte: Sie tanzten fröhlich, sangen ihre Gedichte und liebten einen guten Scherz. Dabei wechselten Momente der Leichtigkeit, des Humors und der Ironie mit anderen Momenten voller Pathos und Ernst ab. Sie konnten keinen schmutzigen Fußboden ertragen, weil das auf eine tiefere Unordnung hindeuten schien. Vor allem aber waren sie flexibel. Änderte sich eine Situation, erwiesen sie sich als sehr anpassungsfähig. Sie hatten Erfahrung im Überleben.

Eines Tages in der Bibliothek ergaben einige Nahuatl-Wörter in einem von Chimalpahins Texten plötzlich einen Sinn, und ich hörte eine Aztekenprinzessin ihre Feinde anschreien. Man hatte sie gefangen genommen, und sie verlangte, geopfert zu werden. Sie wich auffällig von dem Skript ab, das ich zu erwarten gelernt hatte. Weder bedrohte sie ihre Feinde noch unterwarf sie sich als brutal behandeltes Opfer noch versprach sie scheinheilig oder fatalistisch zu sterben, damit die Götter besänftigt würden und das Universum weiterhin bestehen bliebe. Sie war wütend über eine bestimmte politische Situation, die ich nach eingehender Lektüre schließlich begriff, und sie bewies großen Mut. Mir wurde klar, dass diese Menschen, die ich durch ihre eigenen Worte kennenlernen wollte, viel zu kompliziert waren, um in die Schablonen zu passen, in die sie lange Zeit gepresst worden waren, auf der Grundlage der alten Quellen – der stummen archäologischen Überreste und der spanischen Zeugnisse. Die Überzeugungen und Praktiken dieser Menschen änderten sich, wenn sich die Umstände änderten. Wirklich verstehen konnte ich sie nur, indem ich zuhörte, was sie über ihre Erlebnisse aussagten. Ich konnte ihrer Welt nicht näher kommen mit einem vorgefassten Verständnis dessen, was sie waren und was sie glaubten. Ich konnte diese Sichtweise nicht als Schlüssel zur Interpretation all dessen anwenden, was sie sagten und taten. Nur wenn ich mich durch ihre eigenen Darstellungen ihrer Geschichte arbeitete und auf alles achtete, was sie selbst äußerten, konnte ich schließlich ihre sich entwickelnden Glaubensvorstellungen und ihr sich wandelndes Selbstverständnis verstehen.

Das vorliegende Buch beruht auf den Annalen in Nahuatl und liefert fünf Erkenntnisse über die Azteken. Erstens: Obwohl unterstellt wurde, das politische Leben der Azteken habe sich wesentlich um ihren religiös motivierten Glauben an die Notwendigkeit von Menschenopfern zur Besänftigung der Götter gedreht, deuten die Annalen darauf hin, dass diese Vorstellung niemals an erster Stelle stand. Lange Zeit hat es geheißen, die Azteken hätten geglaubt, Eroberungen

machen zu müssen, um die erforderliche Anzahl an Opfern zu beschaffen. Oder dies sei, wie einige Zyniker behaupteten, nur ein Vorwand gewesen, um ihren angeborenen Machthunger zu rechtfertigen. Die eigenen Geschichten der Azteken zeigen hingegen, dass ihnen völlig bewusst war, dass es im politischen Leben nicht um Götter oder deren Forderungen ging, sondern um Machtverschiebungen. In einer Welt, in der ein Oberhaupt viele Frauen hatte, konnte ein Anführer buchstäblich Dutzende Söhne zeugen, und es entstanden Parteiungen ausgehend von der Frage, wer die Mütter der Jungen waren. Eine schwächere Partei in einem Stadtstaat konnte sich zum Beispiel mit einer Verlierergruppe von Brüdern in einem anderen Stadtstaat verbünden, gemeinsam die herrschenden Familien stürzen und die politische Landkarte der Region verändern. Die Autoren der Annalen erklären fast alle ihre Kriege in Begriffen dieser Form von familienpolitischer Realpolitik. Die Kriegsgefangenen, die letztlich als Opfer endeten, galten meist als Kollateralschäden in diesen Auseinandersetzungen. Erst gegen Ende, als die Macht der Azteken unverhältnismäßig gewachsen war, kam es zu einer Situation, in der zahlreiche Opfer systematisch grausam ermordet wurden, um in aller Öffentlichkeit ein abschreckendes Exempel zu statuieren.

Zweitens: Es gab die fragwürdige Tendenz, einige Menschen in der Welt der Azteken für böse, andere für gut zu erachten. Wie sonst konnte erklärt werden, dass grausame Krieger Seite an Seite mit friedfertigen mexikanischen Maisbauern oder Sklavenhalter in einem Land lebten, in dem die Dichtung hochgeschätzt war? Doch konnten dieselben Personen einmal Bauern, ein anderes Mal Krieger sein; der Mann, der in der Abenddämmerung sein Muschelhorn blies und tiefempfundene Lieder sang, konnte vielleicht später am Abend eine verängstigte Sklavin zu sich holen. Wie andere dominante Kulturen übten auch die Azteken zumeist an den Rändern ihrer politischen Welt Gewalt aus, und dies ermöglichte den Wohlstand, der einer strahlend schönen Stadt zu Wachstum und Blüte verhalf, einer Stadt, deren Bewohner die Muße und Energie besaßen, Gedichte zu verfassen, aromatische Schokoladenge tränke zu erfinden und gelegentlich über Moral zu diskutieren.

Drittens: Eine Menge Tinte wurde vergossen über die Frage, wie es den Europäern gelungen war, ein so mächtiges Reich zu Fall zu bringen. Doch jede Forschergeneration übersah bestimmte Aspekte der Realität, über die sich die Azteken selbst – das zeigen ihre Schriften – ganz und gar im Klaren waren. Bis ins späte 20. Jahrhundert erklärten Historiker diese Niederlage mit dem Fatalismus und Irrationalismus der Azteken und ignorierten dabei regelmäßig die häufigen Beweise für deren geschickte Strategie. In jüngerer Zeit wurde vermutet, dass der allgemeine Hass auf die Azteken andere Völker veranlasste, sich mit den Spaniern zu verbünden, und dass die Azteken auf diese Weise besiegt wurden. Aber die aztekische Königsfamilie war mit nahezu jeder herrschenden Familie im Land verwandt. Manche hassten sie, andere trachteten danach, selbst zur Königsfamilie zu werden. Überall in den Annalen lässt sich erkennen, dass man sich der großen technologischen Unterlegenheit gegenüber den spanischen Ankömmlingen bewusst war, einer Ungleichheit, die rasche Entscheidungen erforderte. Möglicherweise, so dachten einige, war diese Krise der Krieg, der das Ende aller Kriege bedeutete, und viele wollten auf der Seite der Sieger stehen, als sie in die neue politische Ära eintraten.

Viertens: Wer den Krieg gegen die Spanier erlebt und danach die erste große Epidemie aus Europa eingeschleppter Krankheiten überstanden hatte, stellte überrascht fest, dass die Sonne nach wie vor auf- und unterging und dass er noch den Rest seines Lebens durchhalten musste. Es gab kaum Zeit für Selbstmitleid. Die überlebenden Kinder wuchsen heran zu Erwachsenen mit jeweils eigenen Erwartungen, und die seit der Katastrophe geborenen Kinder hatten keine Erinnerung an die Ereignisse, die ihre Eltern fürs ganze Leben geprägt hatten. Überraschenderweise enthüllen die Annalen, dass nicht nur die Jungen bereitwillig mit den neuen Nahrungsmitteln und Techniken, den Tieren und Göttern experimentierten, die von den Menschen jenseits des Meeres mitgebracht worden waren. Einige, die bei Ankunft der Fremden bereits erwachsen waren, halfen zum Beispiel dabei, die Bedeutung eines phonetischen Alphabets zu propagieren, oder lernten, wie man ein Schiff baute, das größer als jedes Kanu war, oder

auch, wie man einen rechtwinkligen anstatt eines pyramidenförmigen Turms errichtete. Nicht jeder legte diese bemerkenswerte Neugier und diesen Pragmatismus an den Tag, doch viele machten mit. Und viele erwiesen sich als geschickt bei der Wahrung ihrer eigenen Weltsicht, auch wenn sie zugleich die nützlicheren Errungenschaften der spanischen Lebensweise übernahmen.

Und schließlich waren im Lauf der folgenden zwei Generationen immer mehr Menschen gezwungen, sich mit dem ungeheuren Ausmaß der ausbeuterischen Wirtschaftspolitik auseinanderzusetzen, die die Spanier eingeführt hatten, und noch mehr Menschen erlebten rassistisch motivierte Ungerechtigkeit. Dennoch gingen sie nicht unter, sondern wahrten vielmehr ihr Gleichgewicht. Wie so viele Menschen zu anderen Zeiten und an anderen Orten mussten sie lernen, mit der neuen Realität ihren Frieden zu machen, wenn sie nicht verrückt werden wollten. Manche Persönlichkeiten der Enkelgeneration wie der Historiker Chimalpahin verpflichteten sich, alles von der Geschichte ihres Volkes aufzuschreiben, woran sie sich erinnerten, damit diese nicht für alle Zeiten verlorenging. Sie wurden zu echten Wissenschaftlern, auch wenn die Spanier sie nicht als solche anerkannten. Ihren Bemühungen ist es zu verdanken, dass heute nachvollzogen werden kann, was ihr Volk einst bewegte. Kurzum, die Azteken wurden erobert, doch sie blieben als Volk bestehen.

Die aztekischen Geschichtenerzähler, die einst in sternklaren Nächten auftraten, wären die Ersten gewesen, die uns daran erinnert hätten, dass jenseits jeder Lehre, die wir aus diesen Erzählungen ziehen, die reale Geschichte spannend genug ist. Das Drama der Menschheit ist ganz grundsätzlich eine starke Geschichte, und die aztekische Vergangenheit ist keine Ausnahme. Jede Geschichte der Azteken muss die Erfahrungen eines einst mächtigen Volkes erforschen, das mit einer ungeheuren Katastrophe konfrontiert war und irgendwie überleben musste. Die Konquista war, trotz ihrer Bedeutung, weder ein Beginn

noch ein absolutes Ende. Die Azteken lebten jahrhundertlang vor der Katastrophe, und sie sind noch immer unter uns. Heute sprechen etwa 1,5 Millionen Menschen ihre Sprache, und weit mehr verstehen sich als Erben der Azteken. Bisher haben Bücher über die Azteken meistens entweder nur die vorspanische Zeit behandelt und den Höhepunkt der Eroberung in einem Schlusskapitel, oder aber sie begannen mit einem Einführungskapitel über die vorkolumbianische Zeit und die Ankunft der Europäer, worauf eine Studie über Mexiko zur Zeit nach der Eroberung folgte. Im vorliegenden Buch geht es um das Trauma der Konquista, aber auch um Überleben und Kontinuität – ein Paradoxon, das das Wesen der tatsächlich durchlebten Erfahrung jedes verheerenden Krieges widerspiegelt. Die spanische Eroberung ist hier weder eine Einleitung noch ein Schlusspunkt, sie steht vielmehr absolut im Mittelpunkt.

Die Geschichte beginnt in grauer Vorzeit. Einst erstreckte sich das Handelsnetz Mesoamerikas bis in den heutigen amerikanischen Bundesstaat Utah. Das dekorative Mineral, das wir oft Jade nennen, wurde auf Handelsrouten vom zentralen Becken von Mexiko bis in das kulturelle und religiöse Zentrum Chaco Canyon im heutigen Bundesstaat New Mexico befördert; umgekehrt gelangten Türkise aus dem Norden in den Süden. Als die großen Mais produzierenden Staaten Zentralmexikos untergingen, erreichte die Nomadenvölker im heutigen Südwesten der Vereinigten Staaten die Kunde davon. In Dürreperioden und anderen Krisenzeiten zogen große Gruppen die Konsequenzen aus den Gerüchten und wanderten Richtung Süden, um fruchtbares Land zu besetzen und neu anzufangen. Sie hatten keine Pferde: Sie lernten, mit leichtem Gepäck zu reisen, kamen unerhört schnell voran und wandten dabei tödliche Taktiken an. In mehreren Wellen nahmen sie das zentrale Becken ein, und die Namen der Anführer und der Götter, die sie lenkten, wurden zur Legende. Es entstand eine Reihe großer Zivilisationen, die die Techniken der alten Maisbauern mit den Ideen der innovativen, wagemutigen Ankömmlinge verschmolzen. Die letzten dieser Einwanderer aus dem Norden waren ein Volk namens Mexica. Vielleicht war ihr spätes Eintreffen

der Grund, warum sie zu einem der kampferprobtesten Völker des zentralen Beckens wurden, denn in ihren Geschichten rühmten sie sich, einst Habenichtse gewesen zu sein, die sich geschworen hatten, es zu etwas zu bringen.

Als die Völker des zentralen Beckens um Macht und Zugang zu Ressourcen rangen, wurden politische Bündnisse geschlossen und aufgelöst. Eine Frau, die mit dem Feind vermählt worden war, um ein Bündnis abzusichern, musste zum Beispiel plötzlich feststellen, dass die Bündnisse gewechselt hatten und sie deshalb zur bloßen Konkubine degradiert war. Aber ihre Söhne weigerten sich vielleicht, die neue Lage zu akzeptieren, und beschlossen deshalb, um die Macht zu kämpfen. Itzcoatl, der Sohn eines Mexica-Herrschers und einer Sklavin, nutzte geschickt die Spaltungen, die in der ganzen Region herrschten, und verhalf seinem Geschlecht zu einer herausragenden Stellung. Es war keine gefestigte Welt unwandelbarer Vorstellungen, sondern eine wechselhafte, sich ständig verändernde Welt, vergleichbar dem frühen Europa. Die Religion der Menschen war sowohl grausam als auch schön. Um den Göttern für ihre Gaben zu danken, brachten sie manchmal das höchste Opfer: menschliches Leben. Zumeist allerdings waren sie nicht dem Tod zugetan, sondern kümmerten sich um den Schutz des Lebens ihrer Leute und um deren Zukunft.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts hatte sich das Dorf der Mexica auf einer Insel mitten in einem See in eine Stadt von Weltrang verwandelt, die durch drei Dämme mit dem Festland verbunden war. Große bemalte Pyramiden erhoben sich auf allen Seiten, umgeben von atemberaubend schönen Gärten. Die Bibliothek des Herrschers enthielt Hunderte von Büchern, und die Musik und die Tänze, die im Palast dargeboten wurden, machten die Stadt berühmt. Doch was all diesen Glanz und die reiche Kultur ermöglichte, waren die zunehmend drakonischen Maßnahmen der Herrscher der Mexica, ihre straffe Bürokratie und die verschärfte Kontrolle über vielerlei Lebensbereiche, die ritualisierte Gewalt, die sie regelmäßig vor Publikum inszenierten, und die Kriege, die sie sich nicht scheuten an den Rändern ihres Herrschaftsbereichs zu führen. Das Leben im Tal war sicher, und es taten

sich wahrhaft große Künstler hervor. Doch wie viele andere Völker in einer vergleichbaren Position in der Weltgeschichte dachten die Mexica nicht viel über das Schicksal der vom Krieg heimgesuchten Menschen an der Peripherie der von ihnen geschaffenen Welt nach.

Auf diesem Schauplatz landeten die Spanier, das erste Mal im Jahr 1518, danach, um sich dauerhaft festzusetzen, im Jahr 1519. Im vorliegenden Buch befassen sich die Kapitel eins bis drei mit mehreren Jahrzehnten, die Kapitel sechs bis acht ebenfalls, doch die beiden zentralen Kapitel vier und fünf widmen sich der Ankunft der Spanier und decken die Jahre 1518 bis 1522 in aller Ausführlichkeit ab. Mag sein, dass dies den selbtherrlichen Eroberern zu viel Gewicht einräumt, doch waren diese Jahre für die Mexica tatsächlich entscheidend und verdienen daher eine besonders sorgfältige Darstellung. Zwar wurde die Geschichte von der Ankunft Hernando Cortés' schon viele Male erzählt, doch hier geschieht dies auf andere Weise: Es wird eher von der militärischen als einer spirituellen Niederlage der Indios berichtet. Die Mexica glaubten nicht, ihr Gott Quetzalcoatl wandle unter ihnen, und sie waren auch nicht von einer Marien- oder anderen Heiligenerscheinungen beeindruckt. König Moctezuma war den Ankömmlingen militärisch einfach unterlegen, und das wusste er. Ein weiterer Grund für die Niederlage war, dass sich die Mexica unterworfenen Völker zu Feinden gemacht hatten. Darunter war ein Mädchen, deren Landsleute vor der Ankunft der Spanier von Moctezuma heftig drangsaliert worden waren; die Spanier nannten das Mädchen Malinche, und dieses Mädchen fungierte als Dolmetscherin für die Ankömmlinge.

Im Krieg gegen die Spanier kämpften viele Menschen – zum Beispiel Malinche ebenso wie Moctezumas Tochter, die von den Spaniern gefangen genommen worden war – einfach nur um ihr Überleben. Viele kamen durch unmittelbare Kriegshandlungen um, doch stieg die Todesrate auch aufgrund der von den Spaniern eingeschleppten Pocken, so dass einige indigene Völker glaubten, sie würden allesamt sterben. Diejenigen, die die Neuankömmlinge am besten kennengelernt hatten, legten den Bewohnern des zentralen Beckens – den Mexica und den Teilen der Bevölkerung, die ihnen bisher treu geblieben waren – nahe,

sich für Frieden zu entscheiden und so ihr Leben zu retten. Als oberste Herrscher hatten die Spanier einen Vorteil zu bieten – sie waren sogar mächtiger als die Mexica. Das bedeutete, dass sie diese nicht nur besiegen, sondern auch darauf bestehen konnten, alle Kriegshandlungen zwischen den Dörfern in den von ihnen kontrollierten Gebieten einzustellen. Viele schlugen sich daher auf die Seite der Eroberer und trugen zu deren Sieg bei.

In den ersten Jahrzehnten nach dem Triumph der Spanier sahen sich die Menschen in vielerlei Hinsicht vor gravierende Veränderungen gestellt, doch in anderen Bereichen ging das Leben wie gewohnt weiter. Es gab große Unterschiede je nach Ort. In der Hauptstadt der Mexica bemühten sich zum Beispiel Malinche und die Tochter Moteczumas nach Kräften, der Verzweiflung zu wehren und die Widrigkeiten des Lebens an der Seite der arroganten und mächtigen neuen Herren zu bewältigen. In einer Kleinstadt im Osten, die bis dahin noch kaum betroffen war, brachte ein junger Mann, der das lateinische Alphabet von den Ordensbrüdern gelernt hatte, seinem Vater in aller Ruhe bei, was man damit alles machen konnte. Gemeinsam verfassten sie das erste dauerhaft lesbare Buch auf Nahuatl. In diesen Zeiten des Umbruchs häuften sich die Widersprüche.

In den Amerikas leisteten die Einheimischen innerhalb von etwa einer Generation nach der ersten Ansiedlung der Europäer fast immer beharrlichen Widerstand. Das galt für die Azteken wie für alle anderen Völker. Mexiko erlebte in den Jahren um 1560 immer wiederkehrende Krisen. Zum ersten Mal hatten die Mexica im zentralen Becken eine ebenso hohe Steuer oder einen ebenso hohen Tribut wie jedes andere eroberte Volk zu entrichten. Die Proteste von Männern und Frauen hatten für viele Gefangenschaft und Vertragsknechtschaft zur Folge. Die Aufzeichnungen, die sie über die Auseinandersetzungen mit den Spaniern angefertigt haben, sprechen beredt von Wut und Schmerz. Ihr Leben ähnelte dem mancher Spanier, die sich ebenfalls auflehnen wollten. Der Sohn von Malinche, den sie Hernán Cortés geboren hatte, wurde am Ende grausam gefoltert in einem Verfahren, das an Gerichtshöfen des Mittelalters völlig legal war – simuliertes Erträn-

ken, was heutzutage Waterboarding genannt wird. Am Ende des Jahrzehnts hatten die Indios den Spaniern die Grenzen ihrer Leidensbereitschaft klargemacht – aber die Spanier hatten ihnen auch die Grenzen ihrer Freiheit aufgezeigt.

Um 1600 waren fast alle gestorben, die sich noch an die Tage vor der Ankunft der Europäer erinnerten. Das löste unter ihren Enkeln das starke Bedürfnis aus, alles aufzuschreiben, was sie von der untergegangenen Welt noch wussten. Einer dieser Historiker war Don Domingo Chimalpahin aus Chalco, der für die Kirche des heiligen Antonius am Südtor der Stadt Dienst tat; ein anderer war Don Hernando de Alvarado Tezozomoc, ein Enkel Moctezumas. Einiges von dem, was sie schrieben, ist ein faszinierender und erschreckender Bericht über die Kolonialzeit, die sie durchlebten, doch sind ihre Manuskripte mehr als bloß Aufzeichnungen ihrer eigenen turbulenten Zeit. Sie bieten einen Blick auf die Vorstellung, die sich zumindest einige Einheimische von ihrer Vergangenheit wie auch von ihrer Zukunft machten. Diese Autoren sollten für viele Jahre die letzten indigenen Intellektuellen sein, die analytisch darüber schrieben. Danach herrschten in ihren Gemeinschaften weitgehend Armut und Unterdrückung, bis ins 20. Jahrhundert, als sich eine lange aufgestaute Wut Bahn brach und Revolution und Rebellion schließlich neue Sichtweisen auf alte Traditionen eröffneten.

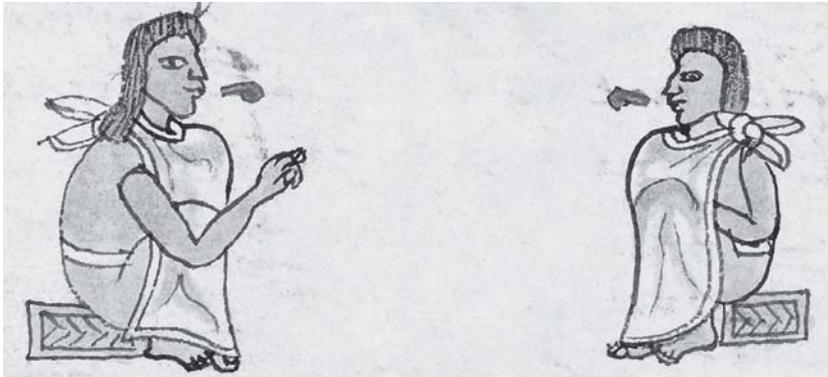
Die Geschichte der Azteken ist ein großes, mitreißendes Drama, aber sie ist von realen Menschen bevölkert, die ihre Geschichte als Einzelpersonen erlebten. Freilich sind diese Personen aus unserer Perspektive oft schwer zu greifen. Um den Blick in ihre uns so fremde Welt zu erleichtern, beginnt jedes Kapitel mit einer aus verschiedenen Quellen zusammengesetzten Vignette zu einer Person, die einst gelebt hat. Dies ist ein Akt der Phantasie und in einem Geschichtswerk daher vielleicht riskant. Allerdings ist die Beschwörung der Welt jeder vor langer Zeit verstorbenen Person, auch eines Königs oder eines Präsidenten, über den wir viel zu wissen glauben, ein Akt der Phantasie und wird doch so häufig unternommen. Wenn wir so viel wie möglich in Erfahrung gebracht haben, bevor wir versuchen, über größere Ent-

fernungen in fremderes Terrain vorzudringen, glaube ich, dass es das richtige Vorgehen ist. Wenn wir die Welt von Chimalpahin und die der Generation seiner Großmutter sorgfältig nachbilden, hören wir vielleicht deutlicher, was die Menschen uns zu sagen haben, nicht nur den Inhalt, sondern auch den Ton. Chimalpahin und seinesgleichen wollten von der Nachwelt gehört werden – das drückten sie ganz deutlich in ihren Schriften aus –, und dem sollten wir ihnen zuliebe, aber auch um unserer selbst willen Rechnung tragen. Denn wer kann schon sagen, wer stärker wird, sie oder wir, wenn wir über die Kluft der Zeit und der Unterschiede hinweg miteinander sprechen können? Werden wir nicht selbst jedes Mal klüger und stärker, wenn wir die Perspektive von Menschen einnehmen, die wir einst missachtet haben?

1

Der Weg von den Sieben Höhlen

Vor 1299



*Zwei Nahua-Anführer sprechen miteinander.
Bodleian Libraries, University of Oxford, Codex Mendoza,
MS. Arch. Selden, A.1 Folio 60r*

Das Mädchen hörte in ihrem Kopf die Stimmen derer, die sie liebten. Sie hatten sie gehätschelt, ihr vorgesungen, ihr erzählt, sie sei ihr kostbares, glänzendes Kleinod, ihre leichte, seidene Feder. Sie wusste jetzt, nie mehr würde sie diese Stimmen hören. Sie hatten sie gewarnt, dass es dazu kommen könnte, dass sie eines Tages im Krieg gefangen genommen werden und alles verlieren könnte, dass jede Blume verwelkte. Jetzt war das Schlimmste eingetreten. Eine Zeit lang hatte sie vor Entsetzen nicht mehr klar denken können. Doch nachdem sie ein paar Stunden geschlafen hatte, fiel ihr wieder ein, was ihre Mutter und ihre Großmutter sie gelehrt hatten.

So kam es, dass im Jahr 1299 Schildblume ihrem eigenen Tod ins Auge blickte und den Mut fand, mit der Würde und dem Stil, der einer Frau von königlichem Geblüt zukam, aus diesem irdischen Leben zu scheiden. So jedenfalls sagte es ihr Volk in den Geschichten, die danach viele Generationen lang erzählt wurden.¹ Gelegentlich wird sie nicht Chimalxochitl, Schildblume, sondern, was noch kühner klingt, Chimalxochitl, Schildträgerblume, genannt. Vor sechs oder mehr Generationen hatten ihre Vorfahren zu den Letzten gehört, die das ausgetrocknete, vom Krieg verwüstete Gebiet im amerikanischen Südwesten verlassen und auf der Suche nach den legendären Ländern im Süden die Weiten der Wüste durchquert hatten. Nach ungefähr zweihundert Jahren waren ihre Vorfahren in das zentrale Becken von Mexiko gelangt, und die Gerüchte von der Fruchtbarkeit dieses Landes hatten sich alle als wahr erwiesen. Dort wuchs Mais in Hülle und Fülle. Die besten Ländereien waren jedoch bereits von anderen Kriegerbanden aus dem Norden besetzt, von Leuten, die ebenso gut mit Pfeil und Bogen umgehen konnten wie Schildblumes Großvater und seine Krieger. Mangels besserer Alternativen verdingten sich die Männer von Schildblumes Sippe als Söldner und schlugen anderer Leute Schlachten; dafür wurde ihnen das Recht gewährt, ihr Lager unbehelligt aufzuschlagen, ein wenig Wild zu jagen und etwas Mais anzubauen.

Doch das Jahr 1299 brachte Schildblumes Volk Ungemach. In der Tat hatten sie so wenig Glück, dass ein späterer Erzähler behauptete, all dies sei nicht in einem Jahr Zwei Schilfrohr geschehen, wie alle anderen sagten, sondern in einem Jahr Ein Kaninchen. Ein Kaninchen wurde immer mit Katastrophen in Verbindung gebracht; es gab sogar eine alte Redensart: «Wir sind wirklich aufs Kaninchen gekommen», was hieß: «Wir sitzen wirklich in der Klemme.»² Schildblumes Vater entschied, dass sein Volk stark genug geworden sei, um nicht mehr in Angst leben zu müssen. Er erklärte sich zum unabhängigen König oder Häuptling, Tlatoani, was «Sprecher» oder «Sprachrohr» einer Gruppe bedeutet. Damit kündigte er an, künftig keine Abgaben mehr an andere zu bezahlen oder Söldnerdienst für sie zu leisten. Er verhöhnte sogar das mächtigste Oberhaupt der Region, um zu demonstrieren, dass er es ernst meinte. Manche sagten, er sei so weit gegangen, die Tochter des führenden Herrschers zur Frau zu fordern, diese aber zu opfern, als sie bei ihm ankam.³ Da er sicherlich nicht verrückt war, äußerte sich sein Hohn wohl eher in einem Angriff auf einen Verbündeten des starken Mannes, oder er leistete einem seiner direkten Befehle keine Folge. Welche Absicht auch immer hinter seinem überheblichen Vorgehen stand, es erwies sich als eklatanter Fehler.

Der König Coxcox des Volkes der Culhua führte persönlich die Kriegspartei an, die das Ende der Emporkömmlinge besiegelte. Die Beteiligten stammten aus sechs Gemeinschaften, die alle das gleiche Ziel verfolgten. Sie töteten erbarmungslos und verschonten nur einige wenige Krieger, die sie als Gefangene in die besiegten Städte brachten. Die jungen Frauen teilten sie untereinander auf und machten sie zu ihren Konkubinen. Schildblume und ihr Vater Huitzilihuitl (Kolibrifeder) wurden nach Culhuacan verbracht, in die bedeutendste Stadt der Culhua. Huitzilihuitl weinte um seine Tochter, deren zerrissene Kleidung ihren entblößten Körper den Blicken aller und sie der Schande preisgab. Er flehte Coxcox an, er möge Erbarmen mit dem Mädchen haben und ihr ein Kleidungsstück geben. Coxcox wandte sich zu ihr um und lachte. «Nein», sagte er. «Sie soll so bleiben.» Die Menschen sollten sich immer erinnern, dass er gesagt hatte: «Sie soll so bleiben, wie sie ist.»

So sah sich Schildblume an Händen und Füßen gefesselt und wartete unter Bewachung darauf zu erfahren, welches Schicksal ihr zugedacht war. Die Tage zogen sich quälend langsam dahin. Die Culhua durchsuchten die Sümpfe in der Umgebung nach Überlebenden, die der Schlacht entkommen waren. Sie rechneten mit dem Hunger, der viele von ihnen aus ihrem Versteck treiben würde, und so kam es auch. Als sie nacheinander in der Stadt Culhuacan eintrafen – einige von Häschern herbeigeschleppt, andere freiwillig, um sich als Sklaven im Tausch für ihr Leben anzubieten –, war Schildblume immer noch eine Gefangene. Sie konnte es ertragen, solange niemand von ihren Leuten sie so sah, aber nun hielt sie es nicht mehr aus. Sie bat um etwas Kalk und Holzkohle, was ihre Bewacher gewährten; vielleicht amüsierten sie sich darüber. Das gefesselte Mädchen mühte sich, sich mit den schwarzen und weißen Materialien nach alter Art zu bemalen. Dann stand sie auf und rief: «Warum opfert ihr mich nicht?!» Sie war bereit, die Götter waren bereit; es war eine Schande, wenn die Culhua die Tat hinauszögerten, als fehlte ihnen der Mut dazu. Später erzählten einige Barden, die Culhua seien von Schildblumes Worten beschämt gewesen, hätten sie zum Schweigen bringen wollen und deshalb den Scheiterhaufen entzündet. Andere behaupteten, einigen ihrer eigenen Leute sei die Ehre ihrer Prinzessin wichtiger gewesen als ihr eigenes Leben und sie seien deshalb vorgetreten und hätten auf ihr Geheiß die Tat vollbracht. Als die Flammen emporschlugen, stand Schildblume erhobenen Hauptes da: Jetzt hatte sie nichts mehr zu verlieren. Tränen rannen ihr über das Gesicht, und sie rief ihren Feinden zu: «Leute von Culhuacan, ich gehe dorthin, wo mein Gott wohnt. Die Nachkommen meines Volkes werden alle zu großen Kriegerern werden, das werdet ihr erleben!» Nachdem sie tot war, wuschen die Culhua ihr Blut und ihre Asche weg, aber das Grauen, das ihre Worte in ihnen ausgelöst hatte, ließ sie nicht mehr los.

Viele Jahre später, als ihr Volk zu großer Macht gelangt war und diese durch die Ankunft der Christen dann wieder verlor, sagten manche, Schildblume habe vielleicht gar nie wirklich gelebt. In der Tat hieß sie in einigen anderen Geschichten Azcalxochitl (eine Blume, nennen

wir sie «Lilie»). Und in manchen war sie auch nicht die Tochter des Königs, sondern seine ältere Schwester, dazu bestimmt, in einer anderen Gemeinschaft die künftigen Häuptlinge zu gebären. Wenn sich die Barden nicht einmal in so elementaren Punkten der Handlung einig waren, warum sollte man dann überhaupt irgendetwas glauben?

Man muss nicht glauben, dass wir den genauen Wortlaut einer Ansprache aus dem Jahr 1299 vor uns haben, um zu wissen, dass das Wesentliche wahr ist. Archäologische und sprachliche Belege sowie die schriftlichen Aufzeichnungen der Annalen vieler mexikanischer Städte deuten darauf hin, dass die Vorfahren des Volkes, das wir heute Azteken nennen, im Lauf mehrerer Jahrhunderte aus dem Norden kamen, dass für die Nachzügler kein Land mehr blieb und sie deshalb um Macht im fruchtbaren zentralen Tal ringen mussten.⁴ Wir wissen, wie sie Krieg führten, und kennen die symbolische Bedeutung der Töchter und Schwestern des Häuptlings, die zu Müttern der Häuptlinge der kommenden Generation erzogen wurden. Wir wissen sogar, dass die Menschen im Tal ihre vornehmen Töchter fast so wie deren Brüder zu einer stoischen Haltung in Zeiten der Not erzogen und dass Schildblume und Lilie geläufige indigene Namen für adlige Frauen waren. Kurzum, die Geschichte von Schildblume könnte die Geschichte von mehr als nur einer einzigen jungen Frau gewesen sein.

Alle diese jungen Frauen wie auch ihre Brüder, die Krieger, lernten ihre Geschichte kennen, wenn sie abends rund um das Feuer saßen und den Geschichtenerzählern zuhörten. Sie alle erfuhren, dass ihr Volk von hoch oben aus dem Norden gekommen war und Gebirge und Wüsten durchquert hatte, um eine neue Existenz zu gründen, und dass ihre Anführer die Bündel ihrer Götter, welche die den Göttern geheiligten Gegenstände enthielten, in ihre neue Heimat getragen hatten. Die Geschichten weichen geringfügig voneinander ab, haben aber bestimmte Gemeinsamkeiten, außerdem können wir uns mit Hilfe der archäologischen Belege und der Sprachkarten ein kohärentes Bild von den Vorgängen machen. Das Narrativ bietet alle Voraussetzungen für ein episches Drama.

Es reicht zurück in eine Ära, die Schildblume nicht kannte, außer

vielleicht aus Mythen und Träumen, als in der letzten Eiszeit Amerika von Nordostasien aus besiedelt wurde. Zu dieser Zeit war der Mensch in Afrika aufgetaucht, und seine Wanderungen führten ihn in fast alle Teile der Alten Welt. Später lernte jede Gruppe das Spezifische ihres Landes lieben, das sie Heimat nannte, von den eisigen Fjorden Skandinaviens bis zu den trockenen Gebirgszügen des Dekkan in Indien. Doch vor zwanzigtausend oder mehr Jahren war das Land nicht so vielfältig, große Teile waren noch von allmählich abschmelzenden Gletschern bedeckt, und der Begriff «Heimat» war noch nicht klar umrissen. In kleinen Gruppen folgten die Menschen dem Großwild, und tüchtige Jäger erlegten es mit ihren einfachen Speeren. Vor etwa dreizehntausend Jahren, so die Meinung der meisten Wissenschaftler, überquerten einige in Nordostasien lebende Gruppen die Beringstraße und wanderten in Alaska ein. Damals war die Beringstraße zugefroren und bildete eine viele Kilometer lange Landbrücke. Kriegerische Auseinandersetzungen oder Ressourcenknappheit führte dazu, dass Menschen in mindestens drei Wellen zu verschiedenen Zeiten über die Meerenge kamen. Sie oder ihre Kinder und Enkel bejagten weiterhin das Mastodon, das Karibu und andere Tiere und besiedelten nach und nach zwei Kontinente. Hie und da trafen sie auf Gruppen, die vor ihnen, anscheinend auf Kanus entlang der Küste, in der neuen Weltgegend angekommen waren. Doch bereits vor vierzehntausend Jahren, bevor die Landbrücke Migration in nennenswertem Ausmaß ermöglichte, waren einige bis in den Süden Chiles gelangt. An einer Stelle namens Monte Verde trat ein Kind in den Lehm neben einer Feuerstelle und hinterließ einen deutlichen Fußabdruck, den Archäologen zahllose Generationen später entdeckten.⁵

Dann endete vor etwa elftausend Jahren die Eiszeit. Das Eis schmolz; der Meeresspiegel stieg an und machte die Meerenge unpassierbar. Damit war die Alte Welt von der Neuen abgeschnitten. Einige der größeren Wildtiere starben aus. Das Klima wurde wärmer; die Flora wurde vielfältiger. Überall auf der Welt experimentierten neugierige und hungrige Menschen mit mehr pflanzlicher Nahrung wie Blüten, Früchten, Wurzeln, Samen und Stengeln. Und das war unab-

hängig davon, ob sie in warmen oder kalten Zonen lebten, ob das Land bewaldet und kühl oder heiß und trocken war. Doch trotz dieser Gemeinsamkeit sollten sich Unterschiede, die in dieser Zeit entstanden, in späteren Jahrtausenden als entscheidend für die Menschheitsgeschichte erweisen. Als die Menschen Eurasiens später auf die Menschen in Amerika trafen, bestimmten schon die Entscheidungen der Frühzeit das Schicksal der Nachgeborenen. Die Haltung zur Landwirtschaft entschied bereits in der Vergangenheit über die künftige Machtposition. Es lohnt sich, diese Geschichte zu erzählen, wenn wir Aufstieg und Fall der Azteken verstehen wollen.

Meistens waren Männer die Jäger und Frauen die Sammlerinnen. In ihrem Dasein, in dem es immer ums Überleben ging, oblag es den Frauen, auf alles in der Natur zu achten: Sie sahen, dass aus Samen Pflanzen wuchsen; sie legten ein paar Samen ihrer bevorzugten Pflanzen in feuchte Erde und kehrten im Jahr darauf zurück, wenn sie wegen der Jagd wieder in die gleiche Gegend kamen, um die Früchte ihrer Arbeit zu ernten. Sie lernten zum Beispiel, dass die nächste Pflanzengeneration mehr Beeren hervorbrachte, wenn man die Samen der Sträucher mit den meisten Beeren säte. Die Frauen erzählten den Männern, was sie beobachtet hatten, und die Männer hörten ihnen zu. Fast überall wurden die Menschen Teilzeitbauern. Allerdings lieferten Jagd und Fischfang weiterhin die wichtigste Nahrung – auf lebensnotwendige Proteine waren die Menschen angewiesen.⁶

Nach und nach wurden die Menschen Vollzeitbauern, wann und wo es für sie sinnvoll war. Das heißt, der Anbau der einheimischen Gewächse trat nur dann an die Stelle der Jagd, wenn das Wild rar wurde und in ihrer Umgebung genügend proteinreiche Pflanzen zur Verfügung standen.⁷ Dies geschah zuerst vor etwa zehntausend Jahren im Fruchtbaren Halbmond, einem Landstrich zwischen Euphrat und Tigris im heutigen Irak. Dort wuchsen Weizen und Erbsen, und Landwirtschaft wurde zur naheliegenden Alternative, als das überjagte Wild zu verschwinden begann. In anderen Gegenden wie Neuguinea, wo Bananen und Zuckerrohr die schmackhaftesten verfügbaren Pflanzen waren, experimentierten die Menschen mit den süßen

Leckereien, waren aber in ihrer Ernährung weiterhin abhängig von Wildschweinen und anderem jagdbaren Wild. Sie waren nicht so töricht, sich ausschließlich dem Anbau von Süßigkeiten zu widmen, und Weizen und Erbsen, die im Mittleren Osten heimisch waren, existierten in ihrer Welt nicht. Auf lange Sicht hätte das vielleicht keine Rolle gespielt, wenn die Vollerwerbslandwirtschaft nicht so enorme und folgenreiche Auswirkungen gehabt hätte. Die Vollzeitbauern mussten ihre nomadisierende Lebensweise aufgeben. Erst dann konnten sie große Gebäude errichten und schwere Gegenstände herstellen, mit dem Schmieden von Metall, der Töpferscheibe und dem Webstuhl experimentieren. Sie konnten Nahrungsüberschüsse lagern und somit eine größere Bevölkerung ernähren. Sie mussten Wege finden, das Wasser über ein Bewässerungssystem zu verteilen, und entwickelten neue Arten von Werkzeugen. Es wurde sinnvoll, Aufgaben zu verteilen und Spezialisierung in unterschiedlichen Bereichen zu ermöglichen. Es kam zu immer neuen Erfindungen.

Nicht, dass Bauern unbedingt glücklicher waren als Jäger und Sammler oder klüger oder moralischer, auch erfanden sie nicht immer die gleichen Dinge in der gleichen Reihenfolge oder überhaupt die Dinge, die wir von ihnen erwarten würden. Den frühen andinen Bauern fiel es zum Beispiel nicht ein, Pflanzenfasern durch ein Sieb zu streichen, um Papier herzustellen, auf dem sie hätten schreiben können, wie es die Menschen in der Alten Welt taten. Stattdessen «schrieben» sie in Knoten und Borten aus verschiedenfarbigen Kordeln, knüpften sie zusammen und zeichneten auf diese Weise ihre Gebete und Steuersätze auf. Und die Europäer, die später so berühmt für ihre Kampfkraft wurden, waren nicht die Ersten, die Sprengstoff herstellten; das waren die angeblich friedfertigen und selbstgenügsamen Chinesen. Entscheidend ist, dass bäuerliche Gesellschaften stets überlegene und leistungsfähigere Zivilisationen entwickelten, so dass sie andere besiegen konnten, die keine vergleichbaren Waffen und Güter besaßen und deren Bevölkerung nicht im gleichen Maße gewachsen war.

Die Menschen im Fruchtbaren Halbmond vollzogen den Wandel

als Erste, doch sie blieben nicht lange mit ihrer neuen Lebensform allein. Der Anbau von Weizen und Erbsen verbreitete sich rasch im nahen Ägypten, in Südeuropa und in Asien, wo die Menschen sich weit mehr dem Ackerbau widmeten als zuvor. In Ägypten kultivierten die Bauern auch heimische Pflanzen wie Feigen. In Europa kamen Hafer und andere Getreidesorten hinzu. Und in China wurde mit dem Anbau von Reis und Hirse in größerem Maßstab experimentiert. Große Bevölkerungen konnten nun in festen Städten leben – undenkbar für eine Gesellschaft von Jägern und Sammlern –, und bald förderten Handelswege zwischen den Städten einen Austausch, der den Menschen auf dem ganzen eurasischen Kontinent regelmäßig Zugang zu den jeweils bevorzugten domestizierten Pflanzen und den neuesten Erfindungen verschaffte.

Am Ende spielte es keine Rolle mehr, ob man Ackerbau betrieb oder nicht. Das Machtgefälle in Eurasien oder die Fähigkeit, dort einen Krieg zu gewinnen, ließ sich so nicht mehr erklären. Nach wenigen Jahrhunderten stellten die Agrargesellschaften fest, dass ihre intelligentesten Erfindungen und ihre besten Waffen von den eher nomadisch lebenden Völkern um sie her gekauft, geliehen oder gestohlen werden konnten. Und sobald die Nomaden diese Dinge in Händen hielten, waren sie ebenso schlagkräftig oder sogar noch schlagkräftiger als die Bauern. Die germanischen Stämme nutzten römische Methoden gegenüber ihren einstigen Eroberern. Die Mongolen der nördlichen Ebenen Asiens bezogen Pferde und Waffen von den Chinesen. Als dann Dschingis Khan mit seinen Reiterscharen von Norden her galoppierte, zitterten die Bauern – und das aus gutem Grund.

Währenddessen waren Schildblumes Vorfahren jenseits des Meeres in Amerika immer noch Jäger und Sammler und gaben sich nur zeitweilig mit Ackerbau ab, mindestens fünf Jahrtausende nachdem sich in der Alten Welt der Ackerbau durchgesetzt hatte. Pflanzen wie Getreide oder Erbsen gab es dort nicht. Später ernährten sich die Native Americans vor allem von Mais, neben Bohnen und Kürbis. Aber der ursprüngliche Mais, *teosinte* genannt, war lediglich ein Wildgras mit einem Schopf winziger Körner, noch viel kleiner als der heutige

Jungmais. Der frühe Weizen glich weitgehend dem heutigen Weizen, aber *teosinte* war nicht annähernd so nährstoffreich. Es bedurfte jahrtausendelanger Mühen der mexikanischen Frauen, um aus diesen kleinen Samenbüscheln das zu machen, was wir heute als Maiskolben ansehen; immer wieder steckten sie die dickeren Kerne der größten Büschel in den Boden, so wie sie auch mit anderen Pflanzenarten experimentierten. Gleichzeitig stellten sie und die Männer des Volkes dem Hirsch und anderem Wild nach. Auch als die Maiskolben zu einer ordentlichen Größe herangewachsen, die Körner abgekratzt und gegessen waren, blieb man noch immer hungrig. Irgendwann stellten die Frauen fest, dass die Ernährung besser wurde, wenn sie den Mais zusammen mit Bohnen aßen.⁸ Weit mehr als in Europa war die Durchsetzung des Ackerbaus ein langwieriger, vielfach stockender Prozess. Schließlich trat die Wende ein: Um 3500 vor unserer Zeit bauten einige Gruppen in Mexiko Mais in Kolbenform an; um 1800 vor unserer Zeit war diese Form weit verbreitet.⁹ Doch im Vergleich zur Alten Welt kam diese Wende mit mehreren Jahrtausenden Verspätung, ein Umstand, der in der Zukunft von enormer Bedeutung werden sollte, wie die Nachfahren von Schildblume erfahren würden.

In küsten- und flussnahen Gebieten Mesoamerikas hatten manche Völker feste Dörfer errichtet, auch ohne Zugang zu nennenswert vielen proteinreichen Pflanzen, weil sie sich zu jeder Jahreszeit mit verschiedenen Arten von Meeresfrüchten versorgen konnten. Diese Gesellschaften, die bereits seit längerer Zeit sesshaft waren, interessierten sich vielleicht stärker als andere für die Vorteile des Ackerbaus. Bereits um 1500 vor unserer Zeit begannen die Olmeken nahe der Südküste des Golfs von Mexiko, dem sogenannten Isthmus von Mexiko, sich in imposanten Städten anzusiedeln und hauptsächlich vom Mais- und Bohnenanbau zu leben.¹⁰ Sie errichteten große, solide Gebäude zur Lagerung ihrer überschüssigen Nahrungsmittel, und ihre Bevölkerung wuchs schneller als andere Gruppen. Sie teilten die notwendige Arbeit auf, und durch die sozialen Unterschiede wurden Teile der Bevölkerung einflussreicher als andere. Sie entwickelten einen Kalender, und talentierte Künstler schufen Bildwerke. Ihre Götter

oder Anführer oder göttlichen Anführer ehrten sie mit kolossalen steinernen Kopfskulpturen. Im Lauf der Geschichte schufen andere begabte Individuen eine Art Schrift, indem sie auf Tafeln Symbole einritzten, die Wörter darstellten wie den Namen des Gottes Zehn Himmel. Offensichtlich waren diese Menschen stolz auf alle ihre Leistungen und zeigten sich ihren Göttern gegenüber erkenntlich, was in ihren Skulpturen und Inschriften deutlich sichtbar wird.

Es ist vielleicht nicht überraschend, dass sich der Anbau von Mais und Bohnen östlich und westlich des Isthmus verbreitete; dadurch wuchs der Einfluss der Olmeken, und die Erhabenheit ihrer Werke beflügelte die Phantasie ihrer Nachbarn.¹¹ Im Osten erhoben sich große steinerne Pyramiden über das Baumkronendach des Dschungels. Ihre Erbauer, die Mayahandwerker, bemalten sie mit Kalk oder mit Farben aus pflanzlichen Pigmenten; andere hatten gelernt, aus verwirbelten Strängen wilder Baumwolle wunderschöne Kleidungsstücke zu weben, und bald flatterten bunte Wimpel im Wind. Sie meißelten ihre Schriftzeichen in große steinerne Stelen, die sie vor den Pyramiden für alle Welt sichtbar aufstellten, um die Triumphe ihrer Könige zu feiern und ihren Anspruch auf Größe zu bekräftigen. Bisweilen malten sie viel kleinere Zeichen auf zeremonielle Gefäße und Teller. Daraus wurden wahre Gedichte. Irgendwann um das Jahr 800 nach unserer Zeit gestaltete ein geschickter Künstler eine Tasse für heiße Schokolade als Geschenk für einen jungen Prinzen. In der Aufschrift verband er die irdische mit der göttlichen Welt und würdigte sowohl den mächtigen Prinzen als auch den Schöpfergott: «Er, der dem Weltall seinen Ort gab, der Jaguar Nacht seinen Ort gab, war der schwarzgesichtige, der sternengesichtige Herr.»¹²

Die Menschen verloren sich jedoch nie ganz in ihren philosophischen Grübeleien. Wenn die Bevölkerungszahl der Maya so anstieg, dass nicht mehr alle aus dem eigenen Land versorgt werden konnten, oder wenn sie eine ganz bestimmte Ressource brauchten, führten sie grausam Krieg gegen ihre schwächeren Nachbarn. Dadurch wurden zwar einige Reiche mächtig, doch nach ihrem Aufstieg folgte auch immer wieder der Fall. Kein einziger Mayastaat beherrschte andere

jemals dauerhaft. In der sogenannten klassischen Periode, bis etwa 800 oder 900, führte der entscheidende Sieg einer einzelnen Dynastie oft zur Errichtung von Monumentalbauten, die die Zeit überdauert haben; in der «postklassischen» Zeit blieben die meisten Mayareiche relativ klein. Dennoch hinterließen viele von ihnen eindrucksvolle Stätten wie Chichen Itza auf der Halbinsel Yukatan.

Inzwischen etablierten sich im Westen andere von den Olmeken beeinflusste Kulturen und erlebten eine Blütezeit. So herrschte zum Beispiel die Zivilisation von Monte Albán nahe der heutigen Stadt Oaxaca über ein großes Tal; die Zentralregierung zog Vertreter vieler einzelner Dorfräte an sich. Und im zentralen Becken im Herzen Mexikos blühte ab 200 vor unserer Zeit ein Stadtstaat namens Cuicuilco auf. Er war weitaus mächtiger als seine Nachbarn bis zu dem Tag im 1. Jahrhundert nach unserer Zeit, an dem der Vulkan Xitle ausbrach und Lava die Stadt vollständig begrub. Der Ausbruch war so gewaltig, dass mexikanische Archäologen später Dynamit einsetzen mussten, um die Stadt wenigstens teilweise freizulegen. Das Verschwinden von Cuicuilco führte zu einem Machtvakuum, jedoch nicht für lange Zeit. Inzwischen bauten nahezu alle Völker Zentralmexikos Mais an, und einige von ihnen warteten mit beeindruckenden künstlerischen und handwerklichen Leistungen auf. Darüber hinaus war ihre Bevölkerung zu beachtlicher Größe gewachsen. Eines dieser Völker sollte zu großer Macht aufsteigen und an die Stelle von Cuicuilco treten.¹³

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de